

sowie ein paar Zweige mit zartem Frühlingslaub.
Und auf die Leiche.

Ich wusste, dass auch ich in jenem Wrack auf der Ostseeinsel Poel gegessen hatte, allerdings nur, weil man es mir erzählt hatte. Rechts unten stand das Datum, an dem das Foto gemacht worden war: 21. Mai 2013, 23:46 Uhr.

Nun?, fragten mich die dunklen, strahlenden Augen der Schweriner Klinikpsychologin, die mich in den vergangenen vier Monaten betreut hatte. Sie war wie ich um die vierzig, vielleicht ein paar Jahre jünger. Ich mochte ihre warme Stimme, die viel Ruhe ausstrahlte, und ihre schlanken, unberingten Hände.

»Nichts«, sagte ich.

Dieses Wort traf es am besten, denn ich erinnerte mich weder an den Unfall noch an die Stunden davor. Poel hatte ich vor

dreiundzwanzig Jahren verlassen. Meines Wissens war ich nie zurückgekehrt, und es kam mir gespenstisch vor, dass man mich halbtot aus einem Straßengraben der Insel gefischt hatte.

So wie das Auto, auf dessen Beifahrersitz ich gesessen hatte, war auch der Fundus meiner Erinnerungen in Stücke geschlagen. Gewiss, vieles war erhalten geblieben, darunter das Wichtigste: wer ich war und welches Leben ich gelebt hatte.

Das große Ganze jedoch würde nie wieder so sein wie früher. In unzähligen Operationen hatten die Ärzte mein Äußeres, von einigen wenigen Narben abgesehen, annähernd wiederhergestellt. Mit meinem Gedächtnis verhielt es sich anders. Wie bei einem unvollständigen Mosaik gab es kleinere und größere Löcher, die sich trotz der Geduld

meiner Psychologin nur zögerlich oder gar nicht geschlossen.

»Ich habe Ihnen das Foto bisher nicht gezeigt, weil es besonders intensiv ist, besonders ... grausam.«

Das war es tatsächlich. Vor allem der leblose, entstellte, noch nicht abgedeckte Körper war schlimm anzusehen.

Trotzdem hatte ich kein Verhältnis dazu. Man hätte mir auch das Foto von einem Verkehrsunfall in China zeigen können, ich wäre nicht mehr und nicht weniger betroffen gewesen. Und damit meine ich das Wort in seiner doppelten Bedeutung. Wie gerne hätte ich viel mehr empfunden als diese abstrakte Traurigkeit über ein tragisches, aber scheinbar fernes Ereignis. Da ich mich des Unfalls nicht erinnerte, hatte ich ihn gewissermaßen nicht

erlebt. Die körperlichen Wunden, die ich davongetragen hatte, waren zwar leidvolle Andenken, jedoch konnte mir mein Gedächtnis dafür keine Erklärung liefern.

»Wie Sie wissen, ist heute unsere letzte Sitzung«, sagte Ina Bartholdy nach einer Weile, während der wir geschwiegen hatten. Die dunkle Note in ihrer Stimme verriet mir, dass sie gleich etwas Beunruhigendes hinzufügen würde.

Ihr Blick fiel auf einen Digitalprojektor, das einzige technische Gerät in einem Raum, der ansonsten wenig Blickfänge bot: vier identische Sessel, ein langer Tisch, bilderlose cremefarbene Wände sowie ein dicker lavendelblauer Veloursteppich, der den Trittschall dämmte. Ein sanftes Plätschern war zu hören, obwohl es keinen Zimmerbrunnen gab.

Aus der Tasche ihres Blousons holte die

Psychologin eine kleine Fernbedienung hervor, doch sie zögerte, bevor sie sie benutzte.

»Haben Sie schon eine Entscheidung getroffen, Lea? Wohin werden Sie gehen, wenn Sie im Anschluss hieran die Klinik verlassen? Zurück nach Argentinien?«

Das wäre das Naheliegendste, dachte ich. Buenos Aires war seit fast einem Vierteljahrhundert mein Zuhause. Zwar hatte ich dort keine Familie, aber neben zahlreichen guten Bekannten auch einige Freundinnen – von denen mich allerdings nicht eine einzige seit meinem Unfall besucht hatte. Sie würden sich zweifellos freuen, mich wiederzusehen. Trotzdem würde ich in ihrer Gegenwart wohl niemals mehr den schalen Beigeschmack loswerden, dass ich keiner von ihnen eine Flugreise über den Atlantik wert gewesen war, obwohl Geld keine